

Huntley Fitzpatrick
Mein Sommer nebenan

HUNTLEY FITZPATRICK

Mein
Sommer
nebenan

Aus dem Amerikanischen
von Anja Galić



Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Erstmals in dieser Ausgabe Mai 2025

© 2012 Huntley Fitzpatrick

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2012
unter dem Titel »My life next door«

bei Dial Books, einem Imprint der Penguin Group (USA) Inc.

© 2013 der deutschsprachigen Ausgabe:

cbj Kinder- und Jugendbuchverlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich

Pflichtinformationen nach GPSR)

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Übersetzung: Anja Galić

Lektorat: Katarina Ganslandt

Umschlaggestaltung: Illustration © Suse Kopp, Hamburg,

unter Verwendung von Shutterstock.com (Aleshyn_Andrei,

Krakenimages.com) und Stocksy.com (Studio Firma)

skn · Herstellung: DiMo

Satz: KCFG – Medienagentur, Neuss

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-31702-0

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

Natürlich für Colette Corry.
Die Worte »beste Freundin« werden nie genügen.

Erstes Kapitel

Die Garretts waren für uns von Anfang an tabu.

Aber das ist nicht der Grund, warum sie eine wichtige Rolle spielten.

Als ihr verbeultes Auto an jenem Tag vor zehn Jahren zusammen mit einem Umzugswagen vor dem Nachbarhaus hielt, standen wir gerade im Vorgarten.

»Oh nein.« Mom ließ seufzend die Hände sinken. »Ich hatte so sehr gehofft, das würde uns erspart bleiben.«

»Was denn?«, rief meine ältere Schwester Tracy, die im Blumenbeet neben der Einfahrt hockte, über die Schulter. Sie war damals acht und pflanzte gerade eifrig Narzissenzwiebeln ein, wie Mom es uns morgens aufgetragen hatte. Neugierig sprang sie auf, lief zu dem Lattenzaun, der unsere Grundstücke trennte, und spähte auf Zehenspitzen zu den Neuankömmlingen rüber. Ich presste mein Gesicht zwischen zwei der Latten und beobachtete staunend, wie nacheinander zwei Erwachsene und fünf Kinder aus dem winzigen Wagen kletterten. Die Szene erinnerte mich an eine dieser Clownsnummern im Zirkus.

»Das da.« Mom deutete mit der Pflanzschaufel auf das Auto, während sie sich mit der anderen Hand ihre silberblonden Haare aus dem Gesicht strich. »Der Fluch jeder guten Wohngegend. Eine chaotische Großfamilie, die nie ihren Rasen mäht, die Blumenbeete verkommen lässt, wenn

sie überhaupt welche anlegt, und deren Kinder überall Spielsachen herumliegen lassen. So etwas kann den Wert der Immobilien im gesamten Viertel herabsetzen. Und ausgerechnet so eine Familie muss neben uns einziehen. Du hast die Blumenzwiebel falsch herum in die Erde gesetzt, Samantha.«

Ich drehte die Zwiebel schnell um und robbte dann auf Knien wieder zum Zaun, ohne auch nur eine Sekunde den Vater der Familie aus den Augen zu lassen, der gerade ein Baby aus dem Wagen hob, während gleichzeitig ein Kleinkind mit zerzausten Locken auf seinen Rücken kletterte. »Die sehen aber nett aus«, sagte ich.

Ich weiß noch, wie es daraufhin still wurde und ich zu meiner Mutter aufschaute.

Sie sah mich kopfschüttelnd an. »Ob sie nett sind oder nicht, ist nicht die Frage, Samantha. Du bist sieben und damit alt genug, um zu verstehen, worum es geht. *Fünf* Kinder. Grundgütiger. Genau wie in der Familie deines Vaters. Das ist abartig.« Sie schüttelte wieder den Kopf und verdrehte die Augen.

Ich rückte näher an Tracy heran und schabte mit dem Daumennagel einen weißen Lacksplitter von einer der Zaunlatten. Meine Schwester warf mir den warnenden Blick zu, mit dem sie mir sonst immer zu verstehen gab, dass sie nicht gestört werden wollte, wenn sie gerade vor dem Fernseher saß und ich reinkam, um ihr eine Frage zu stellen.

»Der da ist süß«, sagte sie und spähte wieder über den Zaun. Ich folgte ihrem Blick und sah, wie ein älterer Junge, der einen Baseballhandschuh trug, hinten ausstieg und sich anschließend noch einmal umdrehte, um einen Karton mit einem Helm, einem Schläger und anderen Sportsachen von der Ablage zu nehmen.

Schon damals verdrängte oder vergaß Tracy gern, wie sehr unsere Mom damit haderte, alleinerziehend zu sein und keinen Partner zu haben. Unser Vater hatte uns ohne ein Abschiedswort verlassen und Mom hochschwanger und mit einer einjährigen Tochter sitzen gelassen. Sie blieb mit einem Berg enttäuschter Hoffnungen und – zum Glück – dem ererbten Vermögen ihrer Eltern zurück.

Wie die nächsten Jahre zeigten, waren unsere neuen Nachbarn genau so, wie Mom es vorhergesagt hatte. Die Garretts mähten ihren Rasen nur sporadisch, bestenfalls. Die Lichterketten von Weihnachten blieben bis Ostern hängen. Der Garten hinter ihrem Haus wurde zu einem Kinderspielplatz mit Pool, Trampolin, Schaukel und Klettergerüst umfunktioniert. In regelmäßigen Abständen machte Mrs Garrett sich die Mühe, ein paar Blumen zu pflanzen – Springkraut im Juni, Chrysanthemen im September –, nur um sie anschließend wieder verkümmern zu lassen, da sie Wichtigeres zu tun hatte, zum Beispiel sich um ihre fünf Kinder zu kümmern. Im Laufe der Zeit wurden acht daraus. Jedes von ihnen kam mit ungefähr drei Jahren Abstand zu seinen Geschwistern.

»Mein kritischer Moment«, hörte ich Mrs Garrett eines Tages im Supermarkt zu Mrs Mason sagen, die gerade eine Bemerkung über ihren wachsenden Bauch gemacht hatte, »kommt mit einundzwanzig Monaten. Das ist der Zeitpunkt, wo sie plötzlich keine Babys mehr sind. Und ich liebe Babys nun mal über alles.«

Mrs Mason hatte die Brauen hochgezogen und gelächelt, sich dann aber mit zusammengekniffenen Lippen kopfschüttelnd abgewendet.

Mrs Garrett, die mit sich und ihrer chaotischen Familie jedoch offenbar völlig im Reinen war, ließ sich davon nicht

stören. Als ich siebzehn wurde, waren es fünf Jungs und drei Mädchen.

Joel, Alice, Jase, Andy, Duff, Harry, George und Patsy.

Seit die Garretts vor zehn Jahren nebenan eingezogen waren, stieß Mom fast jedes Mal, wenn sie aus einem der dem Nachbarhaus zugewandten Fenster schaute, ein missbilligendes Seufzen aus. Zu viele Kinder auf dem Trampolin. Fahrräder, die achtlos mitten auf dem Rasen fallen gelassen worden waren. Schon wieder ein pinkfarbener oder blauer Luftballon, der am Briefkasten festgebunden fröhlich im Wind tanzte. Lärmende Basketballspiele. Laute Radiomusik, während Alice und ihre Freundinnen sich sonnten. Wasserschläuchen mit dem Gartenschlauch, wenn die älteren Jungs in der Einfahrt den Wagen wuschen. Und wenn es nicht das war, dann war es Mrs Garrett, die auf den Stufen der Vorderveranda ihr neuestes Baby stillte oder vor aller Welt auf dem Schoß von Mr Garrett saß.

»So was gehört sich nicht«, sagte Mom.

»Es verstößt nicht gegen das Gesetz«, erwiderte darauf Tracy, die Anwältin werden wollte und neben Mom am Küchenfenster stand. Sie schleuderte ihre weißblonden Haare nach hinten. »Heutzutage ist es vollkommen legal, in der Öffentlichkeit zu stillen, erst recht auf seiner eigenen Veranda.«

»Aber wozu muss man überhaupt stillen, wenn es doch Muttermilchersatz und Fläschchen gibt? Und wenn man schon darauf besteht, kann man es doch wenigstens *im* Haus machen.«

»Sie passt dabei gleichzeitig auf ihre anderen Kinder auf, Mom. Das ist ihre Pflicht«, entgegnete ich bei solchen Gelegenheiten manchmal und stellte mich neben Tracy.

Darauf schüttelte Mom jedes Mal seufzend den Kopf und holte aus der Abstellkammer den Staubsauger, der für sie so eine Art Valiumersatz war. Das Schlaflied meiner Kindheit war das Geräusch der Düse, mit der Mom perfekt symmetrische Linien in unseren beigen Wohnzimmerteppich saugte. Die Linien schienen irgendwie wichtig für sie zu sein, so unerlässlich, dass sie sogar oft zu saugen begann, während Tracy und ich noch frühstückten, und uns anschließend langsam zur Tür folgte, wo wir unsere Jacken anzogen und die Rucksäcke über die Schulter hängten. Sie eliminierte unsere und ihre eigenen Fußspuren, bis wir draußen waren. Danach deponierte sie den Staubsauger für gewöhnlich in Türrähe, damit sie ihn sofort wieder zur Hand hatte, wenn sie abends von der Arbeit nach Hause kam.

Es war von Anfang an klar, dass wir nicht mit den Garretts spielen durften. Nachdem Mom ihre Pflicht getan und unseren neuen Nachbarn als Willkommensgeschenk eine große, selbst zubereitete Lasagne vorbeigebracht hatte, machte sie aus ihrer Abneigung keinen Hehl mehr. Mrs Garretts lächelnde Grüße quittierte sie mit einem kühlen Nicken. Mr Garretts freundliche Angebote, den Rasen zu mähen, das Laub zusammenzufegen oder Schnee zu schippen, lehnte sie mit einem knappen »Dafür lassen wir jemanden kommen, danke trotzdem« ab.

Irgendwann gaben die Garretts ihre Versuche auf, Kontakt mit uns aufzunehmen.

Und obwohl sie unsere Nachbarn waren und immer mal wieder eines ihrer Kinder mit dem Fahrrad vorbeifuhr, wenn ich gerade Moms Blumen wässerte, war es nicht schwer, ihnen aus dem Weg zu gehen. Sie gingen auf staatliche Schulen. Tracy und ich auf die Hodges Academy, die

einzig Privatschule in unserer kleinen Stadt in Connecticut.

Allerdings gab es etwas, von dem meine Mutter nichts wusste und von dem sie absolut nichts gehalten hätte. Ich beobachtete die Garretts heimlich. Wann immer ich konnte.

Das Fenster in meinem Zimmer führt auf einen kleinen, von einer niedrigen Brüstung eingefassten Dachvorsprung hinaus, der zwischen zwei spitzen Giebeln liegt. Er ist sowohl vom vorderen als auch vom hinteren Teil des Gartens abgeschildert und erlaubt einen perfekten Blick auf die rechte Seite des Nachbarhauses. Schon bevor die Garretts dort eingezogen waren, war das mein Lieblingsplatz gewesen, um in Ruhe nachzudenken. Aber danach saß ich dort, um zu träumen.

Wenn meine Mutter glaubte, ich würde im Bett liegen, kletterte ich hinaus und sah durch die erleuchteten Fenster zu, wie Mrs Garrett das Geschirr spülte, während eines der jüngeren Kinder neben ihr auf der Küchentheke saß, wie Mr Garrett mit den älteren Jungs im Wohnzimmer herumalgte, oder wie einer von ihnen das Baby zu Bett brachte und ihm dabei beruhigend den winzigen Rücken rieb. Es war, als würde ich einen Stummfilm schauen, in dem Dinge passierten, die ich aus meinem eigenen Leben nicht kannte.

Mit der Zeit wurde ich mutiger. Manchmal beobachtete ich sie sogar tagsüber nach der Schule, mit dem Rücken an die rauen Giebel gelehnt, und versuchte die Namen, die ich durch die Fliegengittertür hörte, den einzelnen Garretts zuzuordnen. Es war nicht einfach, sie zu unterscheiden, weil alle in der Familie schlank waren, gelockte braune Haare und einen dunklen Teint hatten.

Joel, der älteste und sportlichste unter den Geschwistern,

war am einfachsten zu erkennen. Sein Foto tauchte oft in den Lokalzeitungen auf, wenn er mal wieder irgendeinen Wettkampf gewonnen hatte. Alice, die zweitälteste, färbte ihre Haare gern bunt und handelte sich mit ihrem provozierenden Kleidungsstil häufig seufzende Kommentare von Mrs Garrett ein. Sie war also ebenfalls leicht von den anderen zu unterscheiden. George und Patsy waren die kleinsten. Die mittleren drei Jungs – Jase, Duff und Harry – konnte ich nicht auseinanderhalten. Ich war mir ziemlich sicher, dass Jase der älteste von den dreien war, aber bedeutete das auch automatisch, dass er der größte war? Duff schien der klügste zu sein. Er bestritt erfolgreich Schachturniere und Rechtschreibwettbewerbe, trug aber weder eine Brille noch sonst irgendwelche der Attribute, die Intelligenzbestien für gewöhnlich auszeichnen. Harry brachte sich ständig in irgendwelche Schwierigkeiten – »Harry! Wie konntest du nur?«, hieß es dann immer. Und Andy, das mittlere Mädchen, schien regelmäßig zu verschwinden. Ihr Name wurde immer am längsten gerufen, wenn Essenszeit war oder ein Familienausflug anstand: »Aaaandyyyyy!«

Von meinem heimlichen Beobachtungsposten aus, hielt ich nach Andy Ausschau, versuchte herauszufinden, was Harry wieder angestellt hatte, oder was Alice diesmal für ein anstößiges Outfit trug. Die Garretts waren meine ganz persönliche Gutenachtgeschichte, und ich hätte lange Zeit niemals geglaubt, dass ich selbst eines Tages Teil dieser Geschichte werden würde.

Zweites Kapitel

Es ist der erste drückend heiße Juniabend des Jahres und ich bin allein zu Hause. Aber statt die Ruhe zu genießen, tigere ich unruhig von einem Zimmer ins andere.

Tracy ist mit ihrem Freund Flip unterwegs – einem blonden Tennisspieler, der sich durch nichts von seinen unzähligen Vorgängern unterscheidet. Ich habe versucht, meine beste Freundin Nan zu erreichen, aber die hat seit Beginn der Schulferien nur noch ihren Freund Daniel im Kopf, der gerade seinen Highschool-Abschluss gemacht hat. Im Fernsehen läuft nichts, was mich interessiert, Lust in die Stadt zu fahren habe ich auch nicht. Eine Weile saß ich auf der Veranda, habe es dort aber auch nicht lange ausgehalten, weil mir die bei Ebbe feuchtschwüle, leicht brackig riechende Luft, die vom Fluss herüberweht, zusetzte.

Mittlerweile sitze ich im Wohnzimmer, kaue auf einem Eiswürfel herum, der von meinem Mineralwasser übrig geblieben ist, und blättere in der *In Touch*, die Tracy auf dem Sofa liegen gelassen hat. Plötzlich höre ich einen durchdringenden Summton. Stirnrunzelnd hebe ich den Kopf und blicke mich suchend nach der Geräuschquelle um. Der Wäschetrockner? Der Rauchmelder? Schließlich wird mir klar, dass es die Klingel ist. Seufzend stehe ich auf und gehe zur Tür. Vermutlich ist es mal wieder einer von Tracys Exfreunden, der sich im Country Club mit Strawberry

Daiquiris Mut angetrunken hat, um ihr Herz zurückzugewinnen.

Stattdessen sehe ich durch die Scheibe meine Mutter, die mit dem Rücken gegen den Klingelknopf gepresst wird und wild mit einem fremden Mann knutscht. Als ich die Tür aufreiße, geraten die beiden kurz ins Straucheln, dann stützt der Mann sich mit der Hand am Türrahmen ab und küsst sie einfach weiter. Ich stehe mit verschränkten Armen da und komme mir ziemlich blöd vor. Die schwüle Luft ist von Sommergeräuschen erfüllt. Das leise Branden der Wellen in der Ferne, das Knattern eines Motorrads, das gerade die Straße entlangfährt, das Rauschen des Winds in den Bäumen. Nichts davon – schon gar nicht meine Anwesenheit –, lässt meine Mom oder diesen Typen innehalten. Sie hören noch nicht einmal auf, sich zu küssen, als das Motorrad mit einer Fehlzündung in die Einfahrt der Garretts biegt, was Mom normalerweise in den Wahnsinn treibt.

Als sie sich schließlich nach Atem ringend doch voneinander lösen, dreht sie sich um, entdeckt mich und lacht verlegen.

»Du liebe Güte, Samantha! Hast du mich erschreckt.«

Ihre Wangen sind gerötet, ihre Stimme klingt hoch und mädchenhaft. Es liegt keine Spur von dem strengen, keinen Widerspruch duldenden Ton darin, den sie üblicherweise zu Hause anschlägt, oder der Mischung aus zuckersüß und unerbittlich, die sie für ihre Arbeit reserviert.

Vor fünf Jahren hat Mom begonnen, sich politisch zu engagieren. Anfangs haben Tracy und ich ihr neues Hobby nicht besonders ernst genommen – schließlich war sie früher noch nicht einmal regelmäßig zur Wahl gegangen. Aber eines Tages kam sie völlig aufgekratzt von einer Kundgebung nach Hause und verkündete ihren festen Entschluss,

Senatorin werden zu wollen. Sie kandidierte, gewann, und unser Leben veränderte sich von Grund auf.

Wir waren stolz auf sie. Natürlich waren wir das. Aber statt uns Frühstück zu machen und vor der Schule noch schnell unsere Hausaufgaben zu kontrollieren, verließ Mom von da an um fünf Uhr morgens das Haus, um nach Hartford zu fahren, »bevor auf den Straßen die Hölle losbricht«. Fast immer tagten irgendwelche Ausschüsse oder es fanden Sondersitzungen statt, die sie bis spät in den Abend hinein aufhielten. An den Wochenenden war keine Zeit mehr, Tracy zum Kunstturnen oder mich zu meinen Schwimmwettkämpfen zu fahren. Stattdessen mussten Wahlkampfveranstaltungen vorbereitet oder diverse offizielle Pflichttermine wie Wohltätigkeitsgalas absolviert werden. Tracy ließ keine Jugendsünde aus. Sie nahm Drogen, trank, klaute, schlief mit zu vielen Jungs. Ich las Stapel von Büchern, nahm mir vor, den Demokraten beizutreten (Mom war bei den Republikanern) und verbrachte mehr Zeit denn je damit, die Garretts zu beobachten.

Aber zurück in die Gegenwart: Während ich immer noch völlig sprachlos dastehe, dreht sich der Mann, den meine Mutter noch bis vor wenigen Sekunden entgegen all ihrer sonstigen moralischen Wertvorstellungen so leidenschaftlich vor unserer Haustür geküsst hat, zu mir um und lächelt freundlich. Ich ziehe geräuschvoll die Luft ein.

Als hochschwangere Mutter eines Kleinkinds, die von ihrem Mann verlassen wird, stellt man sich kein Bild von ihm auf den Kaminsims. Wir besitzen nur ein paar Fotos von unserem Dad, und die sind alle bei Tracy im Zimmer. Trotzdem erkenne ich ihn sofort am markanten Schwung seines Kiefers, den Grübchen, den glänzenden weizenblonden Haaren und den breiten Schultern wieder.

»Dad?«

Moms Gesichtsausdruck wechselt von verzückt zu völlig entsetzt, als hätte ich etwas grob Unanständiges gesagt.

Der Mann tritt einen Schritt näher und streckt mir die Hand hin. Als das Licht aus dem Wohnzimmer auf ihn fällt, sehe ich, dass er viel zu jung ist, um mein Vater zu sein. »Hi, ich bin der neue Wahlkampfberater deiner Mutter und einer ihrer glühendsten Anhänger.«

Ja, das ist nicht zu übersehen gewesen.

Als ich nichts sage, sondern ihn nur weiter anstarre, greift er nach meiner Hand und schüttelt sie.

»Darf ich vorstellen – Clay Tucker.« Mom spricht seinen Namen so ehrfurchtsvoll aus, als stünde er mindestens auf einer Stufe mit Vincent van Gogh oder Abraham Lincoln. Sie wirft mir einen strafenden Blick zu, der ohne Zweifel meinem »Dad?«-Fauxpas von eben gilt, fängt sich aber schnell wieder. »Clay hat bereits diverse nationale Wahlkampagnen betreut. Dass er jetzt für mich arbeitet, ist wirklich ein Riesenglück.«

Und welche Tätigkeiten beinhaltet diese Arbeit genau?, denke ich, während sie sich kokett eine Haarsträhne hinters Ohr streicht.

Kokett? Meine Mutter?

»Ich habe dir ja gesagt«, fährt Mom an Clay gewandt fort, »dass Samantha ein großes Mädchen ist.«

Ich blinzle. Ich bin knapp eins sechzig und damit alles andere als ein »großes« Mädchen. Dann begreife ich. Sie meint erwachsen. Erwachsen für eine so junge Frau, wie sie es ist.

»Clay war völlig überrascht, als er erfuhr, dass ich schon eine siebzehnjährige Tochter habe. Er findet, ich würde selbst noch wie ein junges Mädchen aussehen.«

Ich frage mich, ob sie Tracy erwähnt hat oder sie fürs Erste noch vor ihm geheim hält.

»Aber du bist genauso schön wie deine Mutter«, sagt Clay, »also muss ich es wohl glauben.« Er spricht mit einem singenden Südstaatenakzent, bei dessen Klang man unwillkürlich an geschmolzene Butter auf Toast oder Hollywoodschaukeln denken muss.

Clay wirft einen Blick ins Haus. »Das nenne ich mal ein gemütliches Wohnzimmer. Genau der richtige Ort für einen Mann, um nach einem langen harten Arbeitstag die Füße hochzulegen.«

Mom strahlt. Sie ist stolz auf unser Haus und stellt ständig die Möbel um oder streicht die Wände neu, um alles noch perfekter zu machen. Er tritt ein, schaut sich aufmerksam um, bewundert die riesigen Landschaftsgemälde an den makellos weißen Wänden, mustert die cremefarbene Couch, die mit so vielen Kissen dekoriert ist, dass kaum Platz zum Sitzen übrig bleibt, und lässt sich schließlich in einen der großen Armsessel vor dem Kamin fallen. Überrascht ziehe ich die Brauen hoch und beobachte mit angehaltenem Atem Moms Gesicht. Ihre Dates enden für gewöhnlich an der Türschwelle. Um genau zu sein, gab es so etwas wie Dates in ihrem bisherigen Leben als Mutter eigentlich gar nicht.

Aber statt wie sonst auf die Uhr zu schauen, »Ach, du liebe Güte, schon so spät?« zu rufen und ihn höflich zur Tür hinaus zu komplimentieren, kichert sie wie eine verknallte Sechzehnjährige, spielt mir ihrem Perlenohrring und säuselt: »Ich mache uns schnell einen Kaffee.«

Sie will gerade in die Küche gehen, als Clay Tucker aufspringt, zu mir kommt und mir eine Hand auf die Schulter legt. »Samantha«, sagt er. »Du siehst mir nicht wie ein Mädchen aus, das sich von seiner Mom bedienen lässt, sondern

wie eines, das ihr einen schönen starken Kaffee kocht, wenn sie nach der Arbeit erschöpft nach Hause kommt ...»

Mir steigt die Hitze ins Gesicht und ich trete unwillkürlich einen Schritt zurück. Wenn Mom abends spät nach Hause kommt, koche ich ihr tatsächlich meistens einen Tee. Das ist eine Art Ritual. Aber mir hat niemand je gesagt, dass ich es tun *soll*. Fast glaube ich, mich verhöhnt zu haben. Schließlich habe ich diesen Typen erst vor – keine Ahnung – zwei Sekunden kennengelernt. Gleichzeitig ärgere ich mich, so wie ich mich ärgere, wenn ich bei einer Mathearbeit vergessen habe, die Aufgabe zu lösen, für die es Extrapunkte gibt, oder wenn ich meine frisch gewaschene Wäsche ungefaltet in die Schublade gestopft habe. Ich stehe da und ringe nach einer Antwort, aber mir fällt partout nichts ein. Schließlich nicke ich und gehe in die Küche.

Während ich das Kaffeepulver abmesse, höre ich aus dem Wohnzimmer Murmeln und gedämpftes Lachen. Wer ist der Kerl?, frage ich mich. Kennt Tracy ihn schon? Vermutlich nicht, sonst wäre ich nicht das *große Mädchen*. Außerdem verbringt Tracy, seit sie letzte Woche den Abschluss gemacht hat, jede freie Minute bei Flip auf dem Tennisplatz, um ihn anzufeuern oder knutscht mit ihm in seinem Cabrio in unserer Einfahrt, während Mom noch unterwegs ist.

»Schatz? Ist der Kaffee schon fertig?«, ruft Mom. »Clay braucht dringend eine Stärkung. Er macht kaum noch ein Auge zu, seit er mich in meinem Wahlkampf unterstützt.«

Scheint ja auch ein echter Fulltimejob zu sein ...

Ich gieße den frisch gebrühten Kaffee in zwei Tassen, stelle sie auf ein Tablett, gebe noch Milch, Zucker und Servietten dazu und kehre ins Wohnzimmer zurück.

»Ach, Schatz, sei doch so lieb und bring Clay einen von den großen Kaffeebechern, ja?«

»Den größten, den du finden kannst, Samantha«, fügt er breit lächelnd hinzu und hält mir eine der beiden Tasse hin, die ich gerade gebracht habe. »Ich funktioniere nur mit Koffein. Eine meiner Schwächen.« Er zwinkert mir zu.

»Du wirst Samantha lieben, Clay«, sagt Mom, als ich wieder aus der Küche komme und ihm den gewünschten Becher hinstelle. »Sie ist unglaublich clever. Im letzten Jahr hat sie ausschließlich Leistungskurse belegt und alle mit Bestnote abgeschlossen. Sie war im Komitee für das Jahrbuch, schreibt für die Schülerzeitung, gehörte zu den Besten im Schwimmteam ... mein Mädchen ist ein richtiger kleiner Star.« Mom schenkt mir eines ihrer *echten* Lächeln, das bis zu ihren Augen reicht. Zögernd erwidere ich es.

»Wie die Mutter, so die Tochter«, sagt Clay, worauf der Blick meiner Mutter zu ihm zurückwandert und dort wie gebannt hängen bleibt. Sie sehen sich vielsagend an und Mom geht zu ihm und setzt sich auf die Armlehne des Sessels. Eine Sekunde lang frage ich mich, ob ich überhaupt noch im selben Raum mit ihnen bin. Offensichtlich kann ich gehen. Umso besser. Es rettet mich davor, die Beherrschung zu verlieren und Clay seinen dämlichen Becher mit dem heißen Kaffee in den Schoß zu kippen oder Mom irgendetwas Eiskaltes ins Gesicht zu schütten.

Geh ran! Geh schon ran!, flehe ich in die Leitung, bis ich am anderen Ende endlich ein Klicken höre. Aber es ist nicht Nan, sondern ihr Bruder Tim. »Villa Mason«, meldet er sich. »Falls du es bist, Daniel – Nan ist mit einem anderen Typen unterwegs, der einen größeren Schwanz hat als du.«

»Ich bin nicht Daniel«, kläre ich ihn auf. »Aber stimmt es wirklich? Dass sie nicht zu Hause ist, meine ich. Wieso gehst du an ihr Handy?«

»Natürlich ist sie da. Sie kann von Glück sagen, dass sie Daniel abgekriegt hat, auch wenn das echt scheißtraurig ist.«

»Wo ist sie?«

»Treibt sich irgendwo im Haus rum«, antwortet Tim träge. »Ich bin hier ... in meinem Zimmer. Hast du dich eigentlich schon mal gefragt, wozu die Haare auf den Zehen gut sind?«

Tim ist mal wieder breit. Ich schließe die Augen. »Könnst du Nan bitte ans Telefon holen?«

Tim zieht los, um sie zu suchen. Zehn Minuten später warte ich immer noch.

Ich lege auf, lehne mich in mein Kissen zurück und starre eine Weile an den Deckenventilator. Dann öffne ich mein Fenster und klettere aufs Dach hinaus.

Wie gewöhnlich brennt im Haus der Garretts fast überall Licht. Auch in der Einfahrt, wo Alice, ein paar ihrer knapp bekleideten Freundinnen und einige der Garrett-Jungs eine abendliche Runde Basketball spielen. Gut möglich, dass auch noch der eine oder andere Freund der Mädchen dabei ist. In dem Gedränge von Jugendlichen, die dort unten um den Ball kämpfen, ist das schwer zu sagen. Aus den Lautsprechern, die auf den Verandastufen aufgebaut sind, dröhnt laute Musik.

Basketball ist eigentlich nicht mein Ding, aber es sieht aus, als würden sie Spaß haben. Ich werfe einen Blick ins Wohnzimmer und sehe Mr und Mrs Garrett. Sie beugt sich gerade über die Rückenlehne des Sessels, in dem er sitzt, und sieht ihm über die Schulter, während er ihr etwas in einer Zeitschrift zeigt. Im Zimmer des Babys brennt auch noch Licht, obwohl es schon relativ spät ist. Ob Patsy vielleicht Angst im Dunkeln hat?

»Hey« , ertönt direkt unter mir plötzlich eine Stimme.

Vor Schreck verliere ich beinahe das Gleichgewicht. Im nächsten Moment schließt sich eine stützende Hand um meinen Knöchel, und ich höre ein raschelndes Geräusch, als ein Junge das Blumenspalier hochklettert und zu mir aufs Dach kommt. An meinen Geheimplatz.

»Hey«, sagt er noch mal und setzt sich dann neben mich, als würde er mich gut kennen. »Musst du gerettet werden?«

Drittes Kapitel

Ich starre den Jungen an. Es ist nicht Joel – den hätte ich erkannt –, aber unübersehbar ein Garrett. Nur welcher? So aus der Nähe und im Licht, das aus meinem Zimmerfenster nach draußen fällt, wirkt er größer und schlanker als seine Brüder. In seinen lockigen hellbraunen Haaren schimmern ein paar sonnengebleichte, goldene Strähnen.

»Warum sollte ich gerettet werden müssen? Das ist mein Haus, mein Dach.«

»Ich musste nur gerade an Rapunzel denken, als ich dich hier oben entdeckt habe«, sagt er achselzuckend. »Du weißt schon, die Prinzessin, die in diesem Turm gefangen gehalten wird. Die hat doch auch lange blonde Haare und ... na ja ...«

»Ach, und wer wärest dann du?« Ich weiß, dass ich zu lachen anfangen werde, wenn er sagt: »Der Prinz.«

»Jase Garrett«, antwortet er stattdessen und streckt mir die Hand hin, als wären wir in einem Bewerbungsgespräch fürs College und würden nicht spätabends spontan auf meinem Dach sitzen.

»Samantha Reed.« Trotz der mehr als merkwürdigen Situation schüttle ich ihm höflich die Hand.

»Ein *sehr* prinzeßinnenhafter Name«, sagt er mit einem Nicken und lächelt mich an. Er hat strahlend weiße Zähne.

»Ich bin keine Prinzessin.«

Er betrachtet mich aufmerksam. »Klingt, als würdest du darauf großen Wert legen. Gibt es noch etwas, das ich auf jeden Fall über dich wissen sollte?«

Die ganze Unterhaltung ist vollkommen surreal. Schon die Tatsache, dass Jase Garrett überhaupt etwas über mich wissen will, kommt mir total absurd vor. Aber statt ihm genau das zu sagen, erwidere ich zu meiner eigenen Überraschung: »Hm, ja. Zum Beispiel, dass ich vor ein paar Minuten das dringende Bedürfnis hatte, jemandem, den ich gerade erst kennengelernt habe, körperlichen Schaden zuzufügen.«

Jase lässt sich mit seiner Antwort Zeit, als würde er seine Gedanken genau abwägen. »Tja, also«, sagt er schließlich, »ich könnte mir vorstellen, dass es eine Menge Prinzessinnen gibt, die dieses Bedürfnis schon mal verspürt haben ... Stichwort arrangierte Ehen und so weiter. Wer weiß schon, mit wem er es da zu tun bekommt?« Er hält kurz inne. »Oder bin vielleicht zufällig ich derjenige, dem du wehtun möchtest? Wenn das nämlich ein Wink mit dem Zaunpfahl war und du willst, dass ich wieder von deinem Dach verschwinde, dann wäre es mir lieber, wenn du es mir einfach sagst, statt mir die Kniescheibe zu zertrümmern.«

Er streckt die Beine aus, lehnt sich gemütlich an die Giebel und verschränkt die Arme hinterm Kopf, als wäre das hier sein Geheimplatz und nicht meiner. Und obwohl ich vermutlich eher irritiert sein sollte als vertrauensselig, erzähle ich ihm von Clay Tucker. Vielleicht, weil Mom sich so seltsam aufführt und Tracy nicht zu Hause ist, oder weil Tim zu nichts zu gebrauchen und Nan nicht zu erreichen ist. Vielleicht hat es auch etwas mit Jase selbst zu tun – mit seiner ruhigen Art, die mir das Gefühl gibt, dass er bereit ist, mir zuzuhören, als würden ihn die Probleme irgendeines

Mädchens, das er gar nicht kennt, tatsächlich interessieren. Jedenfalls erzähle ich ihm die ganze Geschichte.

Als ich fertig bin, ist er erst einmal still.

»So wie ich das sehe, Samantha ...«, sagt er dann nach einer Weile aus dem Halbdunkel heraus, das Profil vom Licht aus meinem Zimmer erleuchtet, »hätte das Gericht in deinem Fall vielleicht auf Notwehr entschieden. Aber wenigstens bist du dem Kerl vorgestellt worden, bevor er es vermasselt hat. Ich hatte schon ein paarmal das starke Bedürfnis Leute umzubringen, die ich noch nicht einmal kannte ... irgendwelche Fremde im Supermarkt ...«

Sitze ich hier etwa mit einem Psychopathen auf meinem Dach? Verstohlen rücke ich ein Stück von ihm ab.

»Zum Beispiel diese Leute, die meiner Mutter, wenn sie mit der ganzen Familie unterwegs ist, im Vorbeigehen zuzischen: ›Haben Sie noch nie etwas von Verhütung gehört?‹ Als wäre es etwas Unanständiges, eine große Familie zu haben. Oder die glauben, meinen Vater darüber belehren zu müssen, dass man sich auch sterilisieren lassen kann und wie hoch die College-Gebühren sind, als hätte er keine Ahnung von solchen Dingen. Es ist schon mehr als einmal vorgekommen, dass ich so jemanden am liebsten verprügelt hätte.«

Wow. Ich habe noch nie einen Jungen kennengelernt, der so geradeheraus ist. Von unverbindlichem Small Talk scheint er nichts zu halten.

»Besser man behält die Typen im Auge, die sich einbilden, sie wüssten besser als man selbst, was richtig und was falsch ist«, meint Jase nachdenklich. »Sonst mähen sie einen vielleicht eines Tages einfach nieder, wenn man ihnen im Weg ist.«

Ich denke daran, wie oft meine Mutter im Zusammen-

hang mit den Garretts Bemerkungen über Empfängnisverhütung und nicht bezahlbare College-Gebühren gemacht hat.

»Das tut mir leid«, sage ich.

Jase wirft mir einen überraschten Blick zu. »Mom sagt immer, dass wir Leute, die denken, nur ihre Sichtweise wäre richtig, nicht hassen, sondern Mitleid mit ihnen haben sollten.«

»Und was sagt dein Dad?«

»Dem geht's eher wie mir und dem Rest der Familie. Mom ist unsere Pazifistin.« Er lächelt.

Von der Einfahrt der Garretts dringt Gelächter zu uns herauf. Ich spähe über den Rand des Daches und sehe, wie ein Junge eines der Mädchen um die Taille packt, sie herumwirbelt und dann wieder absetzt und an sich zieht.

»Warum bist du nicht unten bei den anderen?«, frage ich.

Er sieht mich lange an und wieder scheint er seine Worte genau abzuwägen. »Sag du's mir, Samantha«, antwortet er schließlich.

Dann steht er auf, streckt sich, wünscht mir eine Gute Nacht und klettert das Blumenspalier wieder hinunter.

Viertes Kapitel

Als ich mir am nächsten Morgen die Zähne putze und mich im Spiegel betrachte – blonde Haare, blaue Augen, Sommersprossen, wie etliche andere Mädchen auch –, kommt es mir fast vor, als hätte ich bloß geträumt, dass ich im Dunkeln auf dem Dach saß und mit einem fremden Jungen – noch dazu einem Garrett –, ein so vertrauliches Gespräch geführt habe.

Während ich frühstücke, frage ich Mom, wo sie Clay Tucker kennengelernt hat, aber sie fuhrwerkelt mal wieder mit dem Staubsauger herum und erwidert bloß knapp: »Auf einer politischen Veranstaltung.«

Da praktisch alle Veranstaltungen, an denen sie in letzter Zeit teilnimmt, politisch sind, ist die Antwort nicht besonders aufschlussreich.

Ich passe Tracy ab, als sie vor dem Spiegel über der Anrichte steht und wasserfeste Wimperntusche aufträgt, um sich für ihren Strandtag mit Flip vorzubereiten, und erzähle ihr von gestern Abend. Den Teil mit Jase lasse ich weg.

»Wo ist das Problem?«, fragt sie und beugt sich näher zum Spiegel. »Mom hat endlich jemanden gefunden, auf den sie steht. Wenn er ihr auch noch bei ihrem Wahlkampf behilflich ist – umso besser. Du weißt ja selbst, wie nervös sie jetzt schon ist, obwohl es erst im November ernst wird.« Sie wirft mir einen kurzen Blick zu, bevor sie weiter ihre

Wimpern tuscht. »Oder geht es mal wieder um deine Angst vor Nähe?«

Ich kann es nicht leiden, wenn sie mir so kommt. Seit sie ihre rebellische Phase mit einer einjährigen Therapie beendet hat, hält sie sich selbst für eine verdammte Psychoanalytikerin.

»Nein, es geht um Mom«, antworte ich. »Sie war nicht mehr sie selbst. Wenn du hier gewesen wärst, wüsstest du, wovon ich rede.«

Tracy breitet die Arme aus. Die Geste umfasst unsere chromblitzende Hightech-Küche, das angrenzende riesige Wohnzimmer und den geräumigen Eingangsbereich. Alles viel zu groß für drei Leute, zu imposant, zu ... keine Ahnung was sonst noch oder was das jetzt über uns aussagt. Unser Haus ist vermutlich dreimal so groß wie das der Garretts. Und die sind zu zehnt. »Warum hätte ich hier sein sollen?«, fragt sie. »Was gibt es hier, für dass es sich lohnt, da zu bleiben?«

»Mich«, hätte ich am liebsten gesagt. Aber ich weiß, was sie meint. Alles in diesem Haus ist geschmackvoll, ultramodern, strahlend sauber und aufgeräumt. Und alle drei Menschen, die darin leben, wären lieber woanders.

Mom fühlt sich am wohlsten, wenn alles einem festgelegten Ablauf folgt. Deswegen gibt es bei uns an jedem Wochentag bestimmte Gerichte – montags Suppe und Salat, dienstags Pasta und mittwochs Steak. Sie führt Listen über unsere schulischen Aktivitäten und Veranstaltungen, auch wenn sie keine Zeit hat, an ihnen teilzunehmen, und sorgt dafür, dass uns während der Sommerferien nicht zu viel Zeit zu unserer eigenen Verfügung bleibt. Manche ihrer Gewohnheiten musste sie aufgeben, seit sie gewählt wurde. Andere

haben sich noch verstärkt. Die freitäglichen Abendessen im »Stony Bay Bath and Tennis Club« zum Beispiel sind ihr immer noch heilig.

Im Grunde genommen ist die Clubanlage unglaublich protzig und geschmacklos, aber das gibt in unserer Stadt niemand offen zu, weil alle gern dort Mitglied wären. Sie wurde erst vor fünfzehn Jahren erbaut, sieht aber wie ein englisches Schloss aus, das in den Hügeln über der Stadt thront, wodurch man von den beiden Außenpools aus einen fantastischen Blick auf den Fluss und die Bucht hat. Mom liebt den Club, der von allen, die »drin« sind, kurz B&T genannt wird. Sie ist sogar Mitglied im Verwaltungsrat. Letzten Sommer hat sie mich dazu verdonnert, zweimal die Woche als Rettungsschwimmerin dort zu arbeiten und dieses Jahr hat sie mich auch schon eingeplant. Nächsten Montag geht es los. Macht zwei volle Tage, die ich im B&T verbringen muss, plus die wöchentlichen Abendessen.

Und weil heute Freitag ist, ist es wieder mal so weit. Tracy, Flip und ich treten hinter Mom durch die herrschaftlichen Eichentüren. Obwohl Tracy und Flip ständig aneinander herumfummeln, als wollten sie die olympische Goldmedaille in der Disziplin »Öffentliche Liebesbekundungen« gewinnen, mag Mom Flip. Vielleicht hat das etwas damit zu tun, dass sein Vater einer der erfolgreichsten Geschäftsmänner in Stony Bay ist. Jedenfalls darf Flip, seit er und Tracy vor sechs Monaten offiziell ein Paar wurden, jeden Freitagabend mit uns im Club zu Abend essen. Der Glückspilz.

Selbstverständlich haben wir einen Stammtisch. Unser Tisch steht unter einem gigantischen Gemälde, das ein Wal-fängerschiff zeigt, das von riesigen, mit Harpunen gespickten Walen umkreist wird, die trotz ihrer Verletzungen noch

in der Lage sind, ein paar unglückselige Matrosen zu verschlingen.

»Wir müssen dringend noch einmal die Planung für diesen Sommer durchgehen«, verkündet Mom, als das Brot kommt. »Damit wir auch wirklich alles im Griff haben.«

»Ach, Mom«, stöhnt Tracy. »Das hatten wir doch schon. Flip und ich mieten uns mit Freunden auf Martha's Vineyard ein Haus, ich kellnere in einem Restaurant und Flip gibt dort Tennisstunden. Nächste Woche geht's los. Es läuft also alles nach Plan.«

Mom nimmt die Stoffserviette von ihrem Teller und schüttelt sie auf. »Du magst das vielleicht so sehen, Tracy, aber noch habe ich dir nicht meine Zustimmung gegeben.«

»Es sind meine Ferien. Ich habe mir ein bisschen Spaß verdient«, sagt Tracy trotzig und greift nach ihrem Wasserglas. »Stimmt's, Flip?«

Flip hat sich in weiser Voraussicht über den Brotkorb hergemacht, sodass er gerade nicht antworten kann, weil er auf einem dick mit Ahornbuttercreme bestrichenen Brötchen kaut.

»Dadurch dass sie mich am Middlebury College angenommen haben, muss ich mich auch nicht mehr um einen Studienplatz kümmern und kann mich entspannt zurücklehnen.«

Mom zieht die Brauen hoch. »Wer es im Leben zu etwas bringen will, kann sich nie entspannt zurücklehnen.«

»Flip?«, fragt Tracy noch einmal, aber der ist immer noch mit seinem Brötchen beschäftigt und bestreicht schon das nächste mit Butter.

Mom richtet ihre Aufmerksamkeit auf mich. »Dann also zu dir, Samantha. Ich möchte sichergehen, dass du gut auf den Sommer vorbereitet bist. An wie vielen Tagen in der

Woche arbeitest du vormittags im Breakfast Ahoy?« Sie sieht den Kellner, der uns gerade Eiswasser nachschenkt, mit ihrem gewinnenden »Bring das gemeine Volk auf deine Seite«-Lächeln an.

»An drei, Mom.«

»Dazu kommen die zwei Tage, an denen du als Rettungsschwimmerin hier im Club bist.« Sie runzelt leicht die Stirn. »Bleiben also noch drei Nachmittage, an denen du frei hast, zuzüglich der Wochenenden. Hmm.« Sie bricht ein Brötchen in zwei Hälften und bestreicht eine davon mit Butter. Essen wird sie sie nicht. Sie macht das nur, um sich besser konzentrieren zu können.

»Großer Gott, Mom! Samantha ist siebzehn!«, stöhnt Tracy. »Lass ihr doch auch ein bisschen Zeit für sich.«

Noch während sie spricht, fällt ein Schatten auf den Tisch, und unsere Köpfe rucken gleichzeitig nach oben. Es ist Clay Tucker.

»Grace« – er küsst meine Mutter zur Begrüßung auf die Wange, dann zieht er den Stuhl neben ihr hervor, dreht ihn um und setzt sich rittlings darauf – »endlich lerne ich auch den Rest deiner wunderbaren Familie kennen.« Er zwinkert mir zu, bevor er sich lächelnd Tracy und Flip zuwendet. »Ich wusste gar nicht, dass du auch einen Sohn hast.«

Tracy und Mom beeilen sich, dieses Missverständnis aufzuklären, als der Kellner mit der Speisekarte kommt, was eigentlich völlig unnötig ist, da das B&T so ungefähr seit der Erfindung von Poloshirts und Bootsschuhen jeden Freitag das gleiche Menü anbietet.

»Ich sagte gerade zu Tracy, dass sie sich für den Sommer ein paar ehrgeizigere Ziele setzen sollte«, meint Mom und reicht Clay ihre gebutterte Brötchenhälfte, »als nach Martha's Vineyard zu fahren und dort bloß Spaß haben zu wollen.«

Moms neuer Freund legt die Unterarme auf die Rückenlehne seines Stuhls und sieht Tracy mit schräg gelegtem Kopf an. »Ich glaube, dass ein unbeschwerter Sommer fern von zu Hause genau das Richtige für deine Tracy ist. Außerdem ist das eine gute Vorbereitung für ihr zukünftiges Leben als Studentin, und *du* hast dadurch mehr Zeit, dich auf deinen Wahlkampf zu konzentrieren.«

Mom sieht ihn einen Moment lang schweigend an und entdeckt in seiner Miene anscheinend irgendwelche für uns anderen unsichtbaren Signale. »Tja, so gesehen ...«, räumt sie schließlich ein. »Vielleicht bin ich wirklich ein bisschen voreilig gewesen, Tracy. Wenn du mir die Namen, Telefonnummern und Adressen der Leute, mit denen du dir das Haus teilst, und deine Arbeitszeiten aufschreibst, dann ...«

»Gracie«, unterbricht Clay Tucker sie schmunzelnd, »hier geht es um deine Familie, nicht um Politik. Wir müssen es mit den Sicherheitsvorkehrungen nicht übertreiben.«

Mom errötet und lächelt ihn an. »Du hast ja so recht, Honey«, flötet sie. »Dein dummes kleines Mädchen vergisst manchmal, dass das Leben nicht nur aus Arbeit besteht.«

Seit wann redet meine Mutter wie eine typische Südstaatlerin? Es ist, als würde sie sich vor meinen Augen in Scarlett O'Hara aus »Vom Winde verweht« verwandeln. Ob sie es auf diese Weise schafft, in Connecticut wiedergewählt zu werden?

Verstohlen hole ich mein Handy heraus und schreibe Nan unter dem Tisch eine Nachricht: **Mom wurde von Aliens gekidnappt. Was soll ich tun?**

Hey, weißt du was ich gerade erfahren hab?, schreibt Nan zurück, ohne auf meinen Hilferuf einzugehen. **Ich habe den Lazlo-Preis für Literatur gewonnen! Mein Essay**

über Huckleberry Finn und Holden Caulfield wird im CT State Lit Journal veröffentlicht!!!! Letztes Jahr haben sie Daniels Essay abgedruckt und er meint, das wäre sein Freifahrtschein fürs MIT gewesen!!! Columbia University – ich komme!

Ich erinnere mich sehr gut an ihr Essay, weil Nan sich richtig damit abgerackert hat, obwohl ich ihre Themenwahl ziemlich merkwürdig fand, schließlich hat sie *Der Fänger im Roggen* gehasst, als wir es in der Schule gelesen haben – »Der Typ ist doch total durchgeknallt und dass er alles ständig ›verfickt‹ und ›scheiße‹ findet, nervt echt«.

Super!, schreibe ich zurück. Zu mehr komme ich nicht, weil Mom mir das Handy wegnimmt und in ihrer Tasche verschwinden lässt.

»Mary Mason hat mich heute wegen Tim angerufen, Samantha.« Sie nippt bedächtig an ihrem Wasser und sieht mich mit hochgezogenen Brauen an.

Das kann nichts Gutes bedeuten. *Wegen Tim* ist schon seit Längerem ein Synonym für »Katastrophe«.

»Sie hat mich gebeten, meine Beziehungen spielen zu lassen, um ihm einen Job als Rettungsschwimmer im B&T zu verschaffen. Offensichtlich lief es im Hot Dog Haven nicht besonders gut für ihn.«

Na klar. Wenn man es noch nicht mal auf die Reihe kriegt, Ketchup und Senf auf Würstchen zu schmieren, weil man zu bekifft ist, ist man auf jeden Fall besser befähigt stattdessen Leben zu retten.

»Da diesen Sommer der Lagoon-Pool eröffnet wird, wäre noch ein Rettungsschwimmer-Posten hier im Club frei. Was hältst du von der Idee, ihn ihm zu geben?«

Äh, gar nichts? Tim und Rettungsschwimmen, das ist eine alles andere als ideale Kombination. Ich weiß, dass er ein

guter Schwimmer ist – er war im Schwimmteam, bevor er von der Schule flog –, aber ...

»Samantha?«, hakt sie ungeduldig nach, während ich noch auf meiner Unterlippe herumkaue.

Wenn ich als Rettungsschwimmerin arbeite, lasse ich den Pool so gut wie nie aus den Augen. Mir wird ganz schlecht, wenn ich mir vorstelle, wie Tim mit auf Halbmast hängenden Lidern zusammengesunken auf einem Rettungsschwimmerhochsitz hocken würde. Aber ich kann ihr ja schlecht erzählen, wie es tatsächlich um ihn steht ... »Ich weiß nicht, Mom. Er ist in letzter Zeit ein bisschen durch den Wind, und ich glaube nicht, dass ...«

»Ich weiß.« Ihre Stimme hat immer noch diesen ungeduldigen Unterton. »Genau darum geht es ja, Samantha. Die Arbeit würde ihm guttun. Er müsste sich auf etwas konzentrieren und wäre jeden Tag in der Sonne und an der frischen Luft. Aber vor allem würde es sich gut auf seiner College-Bewerbung machen. Ich werde mich für ihn einsetzen.« Sie zückt ihr Handy und entlässt mich mit einem Nicken aus dem Gespräch.

»So ...« Clay lächelt mich, Tracy und Flip an. »Ich hoffe, es stört euch nicht, wenn eure Mutter und ich uns noch ein bisschen über die Arbeit unterhalten.«

»Nur zu«, antwortet Tracy achselzuckend.

Das lässt Clay sich nicht zweimal sagen. »Ich habe mir den Typen, diesen Ben Christopher, gegen den du dieses Mal antrittst, mal etwas genauer angesehen, Grace. Und ich denke, du musst noch ein bisschen mehr an deiner Zugänglichkeit arbeiten.«

Zugänglichkeit? Ist das überhaupt ein Wort?

Mom runzelt die Stirn. Sie scheint ebenfalls nur die Hälfte verstanden zu haben.

»Ben Christopher«, fährt Clay fort, »wuchs in Bridgeport auf, kommt aus armen Verhältnissen, schaffte es mit einem Stipendium auf eine weiterführende Privatschule und baute aus eigener Kraft ein Unternehmen für Solarenergie auf, was ihm eine große Anhängerschaft unter den umweltbewussten Wählern verschafft.« Er hält inne, um Moms andere Brötchenhälfte mit Butter zu bestreichen. »Er ist das, was man einen *Mann des Volkes* nennt. Es könnte sein, dass du neben ihm ein bisschen steif und kühl wirkst, Darling.« Er beißt in das Brötchen und spricht kauend weiter. »Ich weiß natürlich, dass du das überhaupt nicht bist, aber ...«

Großer Gott. Ich schaue zu Tracy rüber, weil ich mir sicher bin, dass sie von Clay genauso genervt ist wie ich, aber sie ist gerade damit beschäftigt, mit Flip Händchen zu halten.

»Und was soll ich deiner Meinung nach tun?« Zwischen Moms Brauen taucht eine steile Falte auf. Ich habe noch nie erlebt, dass sie jemand anderen um einen Rat bittet. Sie bringt es ja kaum über sich, nach dem Weg zu fragen, wenn wir uns mal verfahren haben.

»Entspann dich.« Clay legt ihr eine Hand auf den Arm und drückt ihn lächelnd. »Wir zeigen ihnen die weiche Seite von Grace Reed.«

Klingt wie Werbung für ein Waschmittel.

Er greift in die Innentasche seines Jacketts, zieht einen Zettel heraus und hält ihn so, dass jeder von uns ihn sehen kann. Es ist einer von Moms alten Wahlkampf-Flyern. »Hier – dein Slogan vom letzten Mal. *Grace Reed: Im Dienste des Gemeinwohls*. Sorry, Darling. Das ist einfach grotten-schlecht.«

»Aber ich habe damit immerhin gewonnen, Clay«, rechtfertigt sich Mom, und ich bin fast ein bisschen beeindruckt, dass er ihr gegenüber so schonungslos offen ist. Tracy und

ich wären es auch gern gewesen, als wir in der Schule wegen dieses Slogans ständig aufgezo- gen wurden.

»Das hast du«, versichert er ihr lächelnd, »dank deines Charmes und deines Könnens. Aber ›Gemeinwohl‹? Total antiquiert. Hab ich recht, Mädels? Flip?« Flip murmelt irgendetwas Unverständliches – mittlerweile kaut er auf seinem dritten Brötchen – und blickt sehnsüchtig Richtung Ausgang. Ich kann es ihm nicht verübeln, dass er Fluchtgedanken hat. »Mit solchen Sprüchen hat zuletzt George Washington Wahlkampf gemacht. Oder vielleicht Abraham Lincoln. Wie gesagt, du musst zugänglicher werden, greifbarer, der Mensch sein, nach dem die Leute suchen. Es ziehen immer mehr Familien in unseren Bundesstaat, junge Familien – und genau die sind dein verborgener Schatz. Die Stimmen des einfachen Mannes bekommst du nicht, die hat Ben Christopher schon auf seiner Seite. Mein Vorschlag lautet also: *Grace Reed arbeitet hart für Ihre Familien, denn Familie steht für sie im Mittelpunkt*. Was hältst du davon?«

In dem Moment kommt der Kellner mit der Vorspeise. Er wirkt nicht überrascht, Clay an unserem Tisch zu sehen, und ich frage mich, ob sein Auftauchen hier nicht schon von langer Hand geplant war.

»Wow, das sieht ja fantastisch aus«, ruft Clay, als der Kellner eine große Schale Muschelcremesuppe vor ihn stellt. »Es mag Leute geben, die behaupten, wir Südstaatler wüssten Fischgerichte nicht zu schätzen. Aber ich gehöre zu den Menschen, die das schätzen, was sie vor sich haben. Und das hier« – er deutet mit seinem Löffel auf meine Mutter und sieht den Rest von uns grinsend an – »ist absolut hinreißend.«

Ich habe das untrügliche Gefühl, dass ich Clay Tucker von jetzt an noch öfter zu sehen bekommen werde.

Fünftes Kapitel

Als ich am nächsten Tag in der prallen Hitze verschwitzt von der Arbeit nach Hause komme, wandert mein Blick als Erstes wie ferngesteuert zum Haus der Garretts hinüber, das ungewöhnlich ruhig daliegt. Dann entdecke ich Jase in der Einfahrt, der an einem großen silber-schwarzen Motorrad herumschraubt.

Ich gehöre absolut nicht zu den Mädchen, die auf schwere Maschinen und Lederjacken stehen. Michael Kristoff mit seinen schwarzen Rollkragenpullovern und düsteren Gedichten ist mir schon »Bad Boy« genug gewesen, und die Zeit mit ihm hat gereicht, um diesem Typ Jungen für immer abzuschwören. Wir sind fast das ganze Frühjahr zusammen gewesen, bis ich begriff, dass er weniger ein Höllenqualen leidender Künstler, sondern vielmehr selbst die personifizierte Höllenqual war. Trotzdem tragen meine Beine mich beinahe wie von selbst an dem ein Meter achtzig hohen Zaun – den Mom ganz nach dem Sprichwort »Liebe deinen Nachbarn, aber rei deswegen nicht gleich den Zaun ein« wenige Monate nach dem Einzug der Garretts errichten ließ – vorbei und die Einfahrt hinauf.

»Hi.«

Brillante Gesprächseröffnung, Samantha.

Jase stützt sich auf einen Ellbogen und mustert mich eine Weile schweigend. Seine Miene ist unergründlich und ich würde am liebsten wieder umkehren.

»Ich tippe mal, du kommst gerade von der Arbeit«, stellt er schließlich fest.

Mist. Ich habe völlig vergessen, dass ich immer noch in meiner »Breakfast Ahoy«-Kluft stecke. Errötend blicke ich an mir herunter – kurzer blauer Rock, weiße Bluse mit Matrosenkragen und ein rotes, zur Schleife gebundenes Halstuch.

»Richtig getippt«, murmle ich verlegen.

Er nickt und lächelt mich dann strahlend an. »Ich hab dich in der Aufmachung nicht gleich erkannt. Wo um Himmels willen arbeitest du?« Er räuspert sich. »Und warum?«

»Im Breakfast Ahoy neben der Anlegestelle. Ich arbeite in den Ferien lieber, als rumzusitzen.«

»Und das Outfit?«

»Hat mein Chef entworfen.«

Jase mustert mich noch einmal mit zusammengekniffenen Augen und sagt dann: »Muss eine blühende Fantasie haben, dein Chef.«

Ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll, also ahme ich eine von Tracys coolen Gesten nach und zucke mit den Achseln.

»Lohnt sich der Job?«, fragt Jase und greift nach einem Schraubenschlüssel.

»Was das Trinkgeld angeht, kann ich mich nicht beklagen.«

»Ja, das glaub ich dir sofort.«

Ich habe keine Ahnung, warum ich diese Unterhaltung überhaupt führe – oder wie ich sie fortsetzen soll. Jase hantiert mittlerweile wieder mit dem Schraubenschlüssel an der Maschine herum, also frage ich: »Ist das dein Motorrad?«

»Es gehört meinem Bruder Joel.« Er legt das Werkzeug

beiseite und setzt sich auf, als wäre ihm gerade aufgegangen, dass es unhöflich wäre, mit der Schrauberei fortzufahren, während wir uns unterhalten. »Er pflegt sein Born-to-be-wild-Image als rebellischer Außenseiter. Ist ihm lieber als für eine Sportskanone gehalten zu werden, obwohl er eigentlich genau das ist. Er behauptet, dass er damit an die besseren Mädchen rankommt.«

Ich nicke, als wüsste ich Bescheid. »Und? Klappt seine Strategie?«

»Ich bin mir nicht sicher.« Jase runzelt die Stirn. »Ich halte grundsätzlich nicht besonders viel davon, sich ein bestimmtes Image zuzulegen. Kommt mir irgendwie unecht vor.«

»Dann schlüpfst du also nie in irgendeine Rolle?« Ich setzte mich auf den Grünstreifen neben der Einfahrt.

»Ich bin keine Mogelpackung. Bei mir bekommt man das, was man sieht.« Er grinst.

Was ich sehe – so aus nächster Nähe und bei Tageslicht – gefällt mir ziemlich gut. Außer seinen sonnengesträhnten braunen Locken und den ebenmäßigen weißen Zähnen hat Jase Garrett einen hübsch geschwungenen Mund, dem man ansieht, dass er viel und gern lächelt, und tiefgrüne Augen. Augen, in denen man versinken kann, so ruhig und offen ist ihr Blick. *Gott.*

Ich werde rot und überlege nervös, was ich als Nächstes sagen könnte. Das Ergebnis: »Ziemlich ruhig hier heute.«

»Ich passe auf die Kleinen auf.«

Ich schaue mich um. »Wo ist das Baby? In der Werkzeugkiste?«

Er grinst. »George und Patsy machen ihren Mittagsschlaf. Mom ist im Supermarkt einkaufen. Dafür braucht sie immer *Stunden.*«

»Das kann ich mir vorstellen.« Mir fällt auf, dass sein T-Shirt am Kragen und unter den Armen durchgeschwitzt ist.

»Hast du Durst?«, frage ich.

Breites Lächeln. »Und wie. Aber ich werde mich hüten und dich fragen, ob du mir etwas zu trinken besorgen kannst. Ich weiß ja, dass der neue Freund deiner Mutter quasi sein Todesurteil unterschrieben hat, als er dich Kaffee kochen geschickt hat.«

»Ich habe auch Durst. Und mir ist heiß. Meine Mutter macht die beste Limonade der Stadt.« Ich stehe auf und wende mich zum Gehen.

»Samantha.«

»Hm?«

»Komm wieder, ja?«

Ich sehe ihn eine Moment lang an und nicke. Dann gehe ich ins Haus, dusche, stelle dabei fest, dass Tracy mal wieder meinen Conditioner leer gemacht hat, schlüpfe anschließend in Shorts und ein Tanktop und kehre mit zwei riesigen Plastikbechern zurück, die randvoll mit Limonade und klirrenden Eiswürfeln gefüllt sind.

Als ich die Einfahrt hochlaufe, kehrt Jase mir den Rücken zu und beugt sich über einen der Reifen, dreht sich aber sofort um, sobald er das leise Schnalzen meiner Flipflops hört.

Ich reiche ihm einen Becher. Er betrachtet die Limonade genauso, wie er alles ansieht – bedächtig und aufmerksam.

»Wow. Sie macht die Eiswürfel aus Limonade und friert sogar kleine Zitronenschalenstückchen und Minzblättchen mit ein?«

»Sie ist eine totale Perfektionistin. Wenn man ihr beim Limonademachen zuschaut, hat man das Gefühl, man würde